

In Sorge um die Kirche

Viri probati sind eine zu einfache Lösung

Durch die Zulassung von so genannten „viri probati“ würde es wohl kaum zu einer Kirchenspaltung kommen. Dennoch darf dieser Schritt nicht vorschnell getan werden. Zuvor gilt es, eine ganze Reihe von Fragen und Problemen zu lösen.

Die Situation der katholischen Kirche in Deutschland muss sicher mit dem Begriff „Krise“ gekennzeichnet werden, und in Sorge um diese Krise versuchen viele, sich aufzumachen Aus-

Richard Hartmann (geb. 1958) ist seit 2002 Professor für Pastoraltheologie und Homiletik an der Theologischen Fakultät Fulda. Im Jahr 2000 wurde er im Fach Praktische Theologie und Homiletik an der Katholisch-Theologischen Fakultät Tübingen mit der Arbeit „Auf dem Weg zu einer Zielperspektive für gemeindliche Hochschulpastoral“ habilitiert. Von 2004 bis 2008 war er Rektor der Theologischen Fakultät Fulda. Er ist Vorsitzender der Konferenz der deutschsprachigen PastoraltheologInnen.

wege aus der Krise zu zeigen. Allein diese Versuche sind Hoffnungszeichen, dass das Interesse an der Zukunft nicht erlahmt ist. Der in seinem Impulsreferat bei der Herbstvollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz 2010 in Fulda von Erzbischof *Robert Zollitsch* eröffnete Dialogprozess kann ein Forum werden, in dem – wenn nicht zu schnell mit Sprechverboten gedämpft – wirkliche gemeinsame Überlegungen zur Veränderung erarbeitet werden können. Es braucht dabei niemanden zu wundern, wenn einige Themen und deren anscheinend einfache Lösungen schnell die öffentliche Diskussion bestimmen und damit auch zur Po-

larisierung führen. Alle, die dann jedoch versuchen, differenziert sich den Fragen zu stellen, könnten mit dem Etikett des „Bedenkenträgers“ aus dem Kommunikationsprozess ausgeschlossen werden. In dieser schwierigen Kommunikationslage ist es dennoch nötig, einige Differenzierungen zum Thema „viri probati“ vorzulegen, die helfen sollen, die nächsten zukunftsweisenden Schritte einzuleiten. Selbst wenn Kardinal *Walter Kasper* auf die Beratung dieser Themen in verschiedenen Bischofssynoden verweist, ist damit nicht der Klärungs- und Handlungsbedarf abgearbeitet. Das Thema der Frauenordination bleibt dabei zunächst ausgeklammert. Auch wenn grundsätzlich eine Öffnung der Zulassungsbedingungen zum kirchlichen Amt sinnvoll ist, stellt diese aus strategischen und pastoralen Gründen in *naher* Zukunft keinen förderlichen Schritt dar.

Vom Wert des Zölibats und von den Anfragen

Seit Jahrzehnten wird vom gläubigen Volk, von akademischer Theologie und von etlichen Bischöfen in unterschiedlicher Akzentuierung die Freigabe der zölibatären Lebensform gefordert, die damit zusammenhängenden Fragen werden jedoch zuwenig erwogen und die Entscheidungen kaum ziel-

bringend vorbereitet. Dass die Diskussion darüber in solcher Polarisierung geführt wird, hängt jedoch auch damit zusammen, dass eben lange nicht ausreichend differenziert wird. Einige polemische Beiträge eher traditionalistischer Herkunft tragen zu einem Dialog und einer Diskussion des Problemfeldes keineswegs bei.

„Die ehelose Lebensform ist dem priesterlichen Dienst in besonderer Weise angemessen.“ Diese These wird gemeinhin von den Befürwortern der unbedingten Verbindung der Berufung zum Priesteramt und dem Charisma der Ehelosigkeit vorgetragen. Zwei Argumentationsketten werden dann im Regelfall angeführt: Der Verzicht auf die eigentlich wertgeschätzte Lebensform der Ehe sei ein Ausdruck für die Ganzhingabe des Priesters an Gott und seine Kirche. Der Zölibat sei ein Zeichen für die Radikalität dieser Hingabe und zugleich ein ausdrücklicher Verzicht auf Vorstellungen ganzmenschlicher Erfüllung in der irdischen Existenz. Nur selten wird diese Argumentationskette noch erweitert durch Reflexionen auf die „kultische Reinheit“ der Opferpriester aus anderen religionsgeschichtlichen Zusammenhängen.

Die zweite Argumentationskette hebt die pragmatische Position hervor, dass die Herausforderungen an Priester sowohl in der zeitlichen Verfügbarkeit als auch in der seelsorglich-individuellen Belastung diese Lebensform als angemessen erscheinen lassen. Dazu komme das besondere Vertrauensverhältnis zum Seelsorger, besonders dem Beichtvater, das durch dessen Ehelosigkeit und den daraus folgenden Nichtaustausch im familiären Zusammenhang gesichert sei.

Beide Argumentationsketten zeigen in der gelebten Praxis Stärken wie Schwächen: Ehelosigkeit ist eine der so genannten evangelischen Lebensformen, die – so argumentieren einige – letztlich nur im Zusammenhang, also im Gleichklang von Armut, Ehelosigkeit und Gehorsam glaubwürdig sei. Die derzeitige Krise der Glaubwürdigkeit des Zölibats sei verursacht durch den fehlenden Dreiklang, vor allem durch die nur selten gelebte Armut. Andere weisen darauf hin, dass der Dreiklang, seine besondere Entfaltung nur in Formen des Ordenslebens sinnvoll möglich sei. Schließlich gibt es weitere, die als Alternative zum Gelübde der Ehelosigkeit „durch die Priester“ ein Armutsgelübde ins Spiel bringen, das jedoch dann von Verheirateten nur gemeinsam gegeben werden könnte.

Problematischer in heutiger Gesellschaft ist, dass die anthropologische Möglichkeit und Stärke einer verbindlichen Lebensentscheidung kaum vermittelt werden kann. Selbst als Provokation wird sie kaum akzeptiert und steht grundsätzlich unter Verdacht. Dass die priesterliche Ehelosigkeit ihre Glaubwürdigkeit verliert, wenn sie von den vielen anderen Vorzügen des Lebens als Single überdeckt wird, sowohl in bestimmten Formen des Luxus (in materieller wie in zeitlicher Hinsicht), mit den Haltungen dessen, der sich von niemandem etwas sagen lassen muss, der sich öffentlicher Rechtferti-

gung entzieht, das braucht niemanden zu wundern. So ist es nicht nur eine Frage an die einzelnen Zölibatäre, sondern an die Gruppe als Ganze, wie hier die zölibatäre Lebensform markanter erkennbar wird. Das Leben nicht weniger, besonders junger Eltern mit Kindern wird viel klarer als intensiveres Symbol für die Hingabe und als Verzicht auf persönliche Freiheiten verstanden.

Ein eigenes Charisma

Die pragmatische Forderung nach der Verfügbarkeit ist ebenso doppelgesichtig. Trifft sie nicht – zur Tragik mancher Ehen – für viele andere Berufe genauso zu? Für Manager und Politiker in verantwortlichen Positionen mit Erreichbarkeit rund um die Uhr, für Menschen, die in helfenden Berufen tätig sind und darin ebenso immer erreichbar sein müssen oder viele Erfahrungen und Sorgen auch mit in ihr Privatleben tragen. Wenn dann noch Zölibatäre betonen, was alles an freien Tagen, an „Rückzugszeiten“ nötig ist, und sie diese notwendige Freiheit nicht diskret für sich planen, werden sarkastisch Fragen laut, wann beispielsweise Eltern den geschützten freien Tag von ihren Kindern haben. Sollte nicht die gewonnene Freiheit des Ehelosen eine Freiheit und grundsätzliche Verfügbarkeit für die Menschen und für Christus sein?

Schon die Anmutung „wer es fassen kann, der fasse es“ (Mt 19,12) muss als Hinweis verstanden werden, dass die Ehelosigkeit (wie die Ehe) nur aufgrund eines spezifischen Charismas gelebt werden kann, das individuell angenommen und gestaltet und bezüglich seiner Transparenz geprüft werden muss. Damit wird noch deutlicher, dass es keinen *Pflichtzölibat* gibt, es sich viel mehr um ein eigenes Charisma handelt, somit geprüft und gefördert werden muss. Zölibatäres Leben kann nur in dieser Weise gestaltet werden.

Dass es kein dogmatisches Junktim zwischen Zölibat und Priesterweihe gibt, ist längstens bekannt. Dass es auch anders geht, wird in römisch-katholischer Tradition nicht nur in der kirchengeschichtlichen Vergangenheit belegt, sondern auch in der Praxis, konvertierte verheiratete Pfarrer zur Priesterweihe zuzulassen, und der Problemlosigkeit der Anerkennung der verheirateten Priester in den unierten Kirchen. Es geht auch anders und es geht dabei auch Vieles sehr gut. Das darf heute niemand verschweigen. Eine Grundsatzentscheidung gegen die Zulassung von Verheirateten zur Weihe ist nicht angemessen.

Und noch ein Gedanke wäre anzuschließen: Gibt es nicht sogar gute Argumente für die Ehe als angemessene Form priesterlicher Existenz (1 Tim 3,2)? Auch die Verheirateten monopolisieren ihre Hingabe nicht füreinander, sie versprechen zugleich die Mitverantwortung für Kirche und Welt. Ist nicht die Nähe des Verheirateten mit seinen Erfahrungen zu den ihm anvertrauten Christgläubigen eine Chance, die Hingabe erleichtert?

Mit all diesen Überlegungen wird deutlich, dass es keine eindeutige und einlinige Positionierung für die Praxis der Kirche geben wird. Viel problematischer sowohl für das Leben als Zölibatärer wie als Verheirateter ist die damit kirchlich erwartete *Idealisierung*. Sowohl die eine wie die andere Lebensform ist unproblematisch, wenn alles gelingt. Was jedoch, wenn dieses Ideal auf der Strecke bleibt? Wenn die Ehe in eine Krise gerät oder scheitert, wenn die Familiensituation gleichfalls „vorbildlich“ wird, wenn der Ehelose sowohl mit seiner Sexualität wie eben auch mit der Herausforderung der Einsamkeit nicht klar kommt?

Umgang mit Lebensbrüchen

Es ist auffällig, dass, vor allem dann, wenn ein Priester und Pfarrer sehr anerkannt war, sehr viele in den Gemeinden diesen auch nach einer Heirat als Pfarrer behalten wollen. Auch dies ist ein Anzeichen dafür, dass nicht die zölibatäre Lebensform, sondern die Glaubwürdigkeit einer Persönlichkeit das Kriterium für die Christinnen und Christen ist. So steht jedoch zu fürchten, dass die Annahme eines Priesters, der geschieden wird oder gar wiederverheiratet ist, nicht so unkomplizierte Akzeptanz fände. Der Grund dafür liegt wohl darin, dass hier jenseits des Priesteramtes viele ungeklärte Fragen liegen. Dementsprechend wäre eine Zulassung der Priesterehe nur möglich mit einer neuen kirchlichen Verständigung zu den Themen Scheitern, Abweichen von der Norm und Umkehr.

All dies verbietet einen Schnellschuss ohne „flankierende Maßnahmen“. Nicht wenige weisen in der Abwehr von Veränderungen auf die Erfahrungen der evangelischen Kirchen hin. Dieses Argument sticht nur begrenzt, denn es zeigt mit Fingern auf die Fälle, in denen etwas scheitert. Hier können wir auch auf die eigenen Erfahrungen mit den verheirateten Diakonen und mit anderen Erfahrungen mit den verheirateten pastoralen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern schauen, und der Blick auf die gescheiterten Zölibatsversprechen steht auf gleicher Ebene. Insgesamt wird also in unserer Kirche ein neuer Weg im Bewerten des Scheiterns, in der Konsequenz des Weges der Versöhnung und in Ermöglichung einer weiteren Wegetappe nach dem Bruch eines Lebenskonzeptes beschritten werden müssen.

Ein Blick in die Biographie vieler Heiliger könnte helfen, eine neue Bewertung dieser menschlichen Erfahrungen des Brechens von Lebensentwürfen zu gewinnen. Viele haben vor ihrer Berufung eine radikal andere Lebensform durchlebt. Nicht wenige haben auf dem Weg ihrer Berufung mehrere Etappen durchgemacht, die auch frühere Entscheidungen korrigierten. Letzteres gilt besonders für Gründerinnen und Gründer neuer Orden, die nicht selten einen Bruch mit ihren früheren Gemeinschaften vollziehen mussten.

Auch die Vorstellung eines Lebens mit eindeutiger bruchloser Biographie scheint nicht mit der anthropologischen Disposition einherzugehen. Es geht dabei eben nicht darum, einen zurückliegenden Lebensweg einfach als schuldhaften Fehler zu bewerten – ein Problem bei manchen „Ehe-Nichtigkeitsverfahren“, die zwar aus verschiedenen rechtlichen Kautelen möglich sind und Entlastung auf Zukunft geben, die aber zugleich auch die gelingenden Phasen der ersten Ehe abwerten.

Selbst ein Priester, der nach langem Ringen sein Amt aufgibt, um zu einem Menschen zu stehen, darf doch nicht genötigt werden, die Lebensphasen davor als Fehler zu bewerten. Es gehört sicher zur Würde des Menschen, eine Entscheidung auf Zukunft, auch auf das ganze Leben zu treffen. Es gibt dazu spirituelle (mit Gottes Hilfe) und psychisch-soziale Hilfe und Unterstützung. Es gibt aber auch die Erfahrung, dass diese Entscheidung, nicht aber die folgenden Lebensphasen, einer Korrektur bedarf. Hier scheint mir für viele Felder der Pastoral eine theologische, besonders moraltheologische Neubewertung notwendig zu sein.

Es wäre doch für viele nicht denkbar, einerseits „viri probati“, erfahrene Männer zur Weihe zuzulassen, andererseits aber Priester, die ihr Versprechen zur Ehelosigkeit nicht mehr leben können, auszuschließen. Die Frage der Zulassung der „viri probati“ kann nicht unabhängig von der Frage der Eheschließung geweihter Männer (auch im Diakonat) geregelt werden.

Gegen eine erweiterte Zulassung zum priesterlichen Amt steht jedoch noch stärker ein ganz anderer Gedankengang: Der Ruf nach einer solchen Lösung wird mit Blick auf den „Priestermangel“ bei uns laut, und der Ruf wurde auch laut aufgrund der Missbrauchsdebatte des letzten Jahres. Die Diskussionen zum letzten Thema machten offensichtlich hinreichend deutlich, dass nicht die zölibatäre Lebensform ursächlich ist, sondern die unzureichende sexuelle und personale Reifung, zu der eine veränderte Priesterbildung, aber auch insgesamt eine veränderte pädagogische Profilierung beitragen müssen.

Das andere Thema ist differenzierter. Die Bewertung der pastoralen Gegenwartssituation als Priestermangel ist bestimmt

Weiterführende Literatur:

- Richard Hartmann (Hg.): In der Sorge um die Priester und das ganze Gottesvolk. Anfragen – Erfahrungen – Positionen, Ostfildern 2007
- Richard Hartmann: Priester – Neues Verständnis jenseits des Klerikalismus: Die Krise führte bislang zu keiner Entscheidung, in: Rainer Bucher und Johann Pock (Hg.): Klerus und Pastoral, Wien 2010, 87–106 auch ein erweitertes Literaturverzeichnis
- Richard Hartmann: Zwischen Mönch und Manager: Pfarrer und Seelsorger – Zum Profil des priesterlichen Dienstes heute. In: Christoph G. Müller und Markus Lersch (Hg.): Seid ihr bereit? Priester sein in unserer Zeit, Frankfurt 2011 (= Fuldaer Hochschulschriften Bd. 52), erscheint im Sommer 2011
- Paul M. Zulehner, Fritz Lobinger und Peter Neuner (Hg.): Leutepriester in lebendigen Gemeinden. Ein Plädoyer für gemeindliche Presbyterien, Ostfildern 2003

durch ererbte Erwartungen an die Struktur der Kirche und die Rolle und Aufgabe der Priester und Hauptberuflichen, einer Bewertung, die im Übrigen in erkennbarer Differenz zur Praxis und zum Selbstverständnis an vielen anderen Orten der Weltkirche stehen.

Priester als Allround-Verantwortlicher

Über etliche Jahrzehnte hin wurde in unseren Breiten das Pfarreleben (schon der Begriff nennt den „Pfarrer“ als Kerngestalt) konzentriert um den Pfarrer, die Pfarrkirche und das Pfarrhaus. Bis hinein in die Diskussion um die „letzterantwortliche“ Leitung geht ohne den Pfarrer in etlichen Bereichen der kirchlichen Wirklichkeit nichts. Zugleich ist der Pfarrer zur Symbolfigur geworden, die für das Ganze der Kirche steht. Die finanziellen Möglichkeiten der Kirche in Deutschland und die Entwicklungen der Nachkonzilszeit führten zu einer gewissen Verschiebung hin zu einer „Kirche der Hauptberuflichen“.

Paul M. Zulehner identifizierte schon früh ein Grundschisma zwischen Hauptamtlichen und Gottesvolk. Eine solche Form des Kircheseins stimmt in keiner Weise mit der Ekklesiologie des Zweiten Vatikanischen Konzils überein. Kirche konstituiert sich von Jesus Christus her und dann von der Taufe und Firmung und dem Volk Gottes, in dem die Priester einen speziellen Dienst wahrnehmen. Für die Basisgemeinden in Lateinamerika und Asien und die Kleinen Christlichen Gemeinschaften des asiatischen Weges (ASIPA) ist eine solche Zentrierung auf den Priester nicht denkbar.

Hier steht für unsere Kirchen ein sicher schwerer Lernweg an. Die „fehlenden“ Priester und die geringeren Hauptamtlichenzahlen werden zum Lackmustest für die Glaubenskraft des Gottesvolkes. Es wird durchaus Früchte tragen, wenn wir diese Herausforderung heute annehmen und nicht durch schnelle Erweiterungen und wieder steigende Priester- und Hauptberuflichenzahlen den Veränderungsdruck mindern.

Wenn weniger hauptberufliche Begleiter – Priester wie Laien – da sind, wird mancherorts erst ein neues, von freiwillig engagierten Christen inspiriertes, selbst ermächtigt Aufblühen möglich werden. Andernorts kann es jedoch auch zum völligen Zusammenbruch der Ortskirche führen. Das, was in den nächsten Jahrzehnten passiert, wird dann zu einer neuen Anstrengung missionarischer Seelsorge führen müssen. Diese gelingt nur durch eine evangelisatorische Vertiefung aller, die die Kirche tragen.

Damit einher geht eine Neubesinnung darauf, was den priesterlichen Dienst zuerst ausmacht. Der Anspruch auf Allzuständigkeit und Allkompetenz muss aufgegeben werden – das wünschen auch alle, die über zuviel Verwaltung klagen – und neu zu gewinnen ist eine Profilierung in der sakramentalen Präsenz in Sakramentsfeiern und Ritualen mit ihrer zentralen Anbindung an eine menschnahe und offenbarungsgeprägte Verkündigung. Dazu kommt dann der – je nach Charisma und

Lebensweise oder Lebensphase – unterschiedliche Einsatz in den Feldern, die an konkretem Ort, durch erworbene Kompetenzen und gemeinsame Konzepte möglich sind. Viele erwarten vom Priester die kompetente Einzelseelsorge, andere auch prophetisches Auftreten in einer größeren Öffentlichkeit, andere Motivation und Begleitung anderer Christinnen und Christen oder Vertiefung in Forschung und Lehre. Ein Vielfaches von priesterlicher Existenzform und Spezifizierung kann dann auch zur neuen Öffnung für Berufungen führen. All dies setzt voraus, dass das Bewusstsein und die Praxis einer gemeinsamen Verantwortung für die Sendung der Kirche wächst und angenommen wird.

Insgesamt braucht es daher eine neue Bestimmung der Kompetenzen aller, die gemeinsam die Kirche tragen. Einlassungen, die fordern, die verheirateten Ständigen Diakone doch jetzt zu Priestern zu weihen, greifen zu kurz, weil die diakonische Berufung in der Diskussion des vergangenen Jahrzehntes ausdrücklich deutlicher von der presbyteralen unterschieden wird. Diakone sind Brückenbauer an den Grenzen und jenseits der Grenzen der klassischen Gemeinde und leisten so diakonische Profilierung. Priester stehen im sakramentalen Dienst und in der Verkündigung eher in der Mitte.

Die objektive Reduzierung der Priesterzahlen derzeit und in den kommenden Jahren verschärft die Frage, wie allen Christgläubigen die Feier der Eucharistie in der gläubigen Gemeinde geschenkt werden kann. Auch hier muss differenziert hingeschaut werden. Es ist kaum glaubwürdig, wenn jemand behauptet, dass die Eucharistie die Mitte seines christlichen Lebens darstellt, ihm aber zugleich Wege von fünf bis zehn Kilometern zum nächsten Eucharistieort unzumutbar erscheinen. Sowohl Menschen, die schon lange in der Diaspora leben, wie vielen Menschen vergangener Generationen und erst recht in der Weltkirche wäre diese Klage nicht vermittelbar.

Zugleich bleibt jedoch die Problematik, dass wir als Christinnen und Christen nicht Reisende zu Eucharistieorten werden dürfen, sondern in der konkreten Bezugsgruppe im Lebensumfeld Leiturgia, Koinonia, Martyria und Diakonia leben und feiern. Und wo diese Vollzüge im Mittelpunkt stehen, da kann nur über eine kurze Notzeit hin die Eucharistie fehlen. In dieser Zeit muss es ein ausbalanciertes Verhältnis von Feier der Gemeinde vor Ort und Feier der Eucharistie geben, auch mit der Hochschätzung der Wort-Gottes-Feiern am Ort, vielleicht mit Gottesdiensten, in denen ein Diener der Eucharistie aus der am Zentralort gefeierten Eucharistiefeyer die heiligen Zeichen des Mahles an Stationen zu Gebet und gemeinsamer Feier bringt, und dann auch immer wieder in der mit mehreren Ortsgemeinden gemeinsam gefeierten Eucharistie an zentralen Orten.

Fritz Lobinger, Paul M. Zulehner und *Peter Neuner* haben schon vor Jahren die Konzeption der „Leutepriester“ ins Gespräch gebracht: Priester, auch verheiratet, die in ihren Ortsgemeinden im Team mit anderen die Dienste der Eucharistie,

Verkündigung und Einheit leisten, mit einer anderen, differenzierten Ausbildung und ausdrücklich nicht in Vollzeit- und Erwerbsberuf als Priester wirken. So sehr anregend solche Perspektiven des priesterlichen Dienstes sind – und Peter Neuner hat sowohl auf die geschichtliche Wirklichkeit wie die dogmatische Möglichkeit solcher Wege hingewiesen – türmen sich auch die bekannten Fragen wieder: Darf die Kirche, wenn Gemeinden im Sinne relativer Ordination „viri probati“ vorschlagen, zugleich erfahrene Priester, die den Zölibat nicht mehr leben können, weiter ausschließen? Müssten etwa hauptberuflich tätige Theologen, die glaubwürdig und spirituell verankert in ihrer Gemeinde leben und wirken, von der Zulassung ausgeschlossen werden aufgrund ihres Erwerbsberufs?

Insgesamt wird jedoch eine genauere Bestimmung der Aufgaben und der Form der geistlichen Gemeindeleitung durch die

Eucharistie tatsächlich verschiedene Ausprägungsformen des priesterlichen Dienstes ermöglichen. Es kann dann sicher – wie auch in anderen Kirchen der Welt – Priester im Hauptberuf mit umfassenden Aufgaben geben und Priester, die im Sinne des Dienstes der Eucharistie diesen Dienst im Ehrenamt für die Kirchen und ihre Gemeinden ausüben, beispielsweise die Hochschullehrer.

Die Warnung, dass durch die Zulassung von „viri probati“ eine Kirchenspaltung aufträte, scheint übertrieben, eine schnelle Zulassung von „viri probati“ ist dennoch nicht angemessen. Dringlich geboten scheint jedoch, dass in intensiven Gesprächen auch auf hochrangiger Ebene die mit dem Thema verbundenen Fragen und Probleme ihren Regelungen und Lösungen zugeführt werden. In diesem Sinne ist auch das Memorandum der Theologen und Theologinnen zu verstehen: „Die Kirche braucht auch verheiratete Priester und Frauen im kirchlichen Amt.“ *Richard Hartmann*